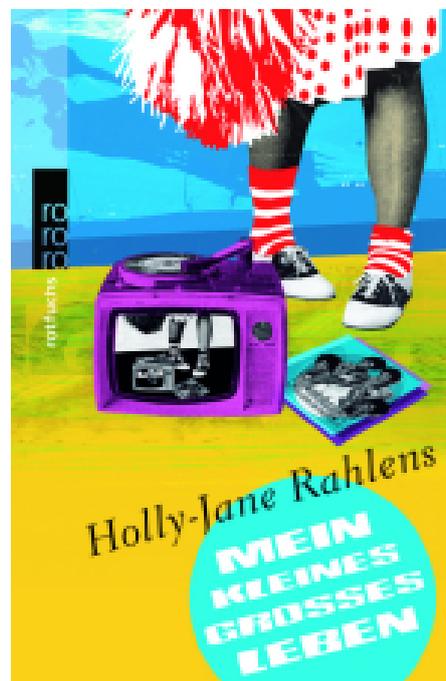


Leseprobe aus:

Holly-Jane Rahlens

Mein kleines großes Leben



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Anmerkung der Autorin

Früher war ich Journalistin. Aber irgendwann hat mich die Wahrheit nicht mehr so sehr interessiert. Die Wahrheit ist eine ganz brauchbare Sache für Zeitungen und bei Gerichtsverhandlungen oder wenn du den Verdacht hast, dass dein Freund dich gerade betrügt. Doch für mein Leben als Autorin spielt sie eine immer kleinere Rolle. Ich klebe einfach nicht mehr so dran. Vielmehr fasziniert mich das, was hätte passieren können oder hätte passieren sollen. Wie habe ich etwas empfunden? Das ist für mich das Interessanteste, nicht so sehr, was wirklich passiert ist.

Kein Wunder, dass ich mir damit auch eine Menge Ärger einhandele. «So was nennst du Memoiren?», empört sich beispielsweise meine Schwester Wendy. Das ist nicht etwa eine Frage. Es ist eine Kriegserklärung. Jeder Satz danach endet mit einem Ausrufezeichen, fühlt sich an wie ein Basketball auf dem Kopf, ein Tritt vors Schienbein, ein Pfeil in meinem Herzen. «Das stimmt doch gar nicht!», protestiert sie. «Ich war nie schlecht in Mathe! Dad hat nie Lexika verkauft! Und du hast nie orthopädische Schuhe getragen!»

Dann runzle ich nachdenklich die Stirn und sage: «Komisch, so habe ich es aber in Erinnerung.»

Ich erwähne das alles, weil ich erzählen möchte, wie ich es empfunden habe, dreizehn zu sein. Ich tue das für Lily, meine Tochter, die heute genauso alt ist wie ich damals. Vielleicht ist es ja lustig für sie, Vergleiche zwischen ihrer und meiner Jugend zu ziehen. Aber ich schreibe die Geschichte auch für Wendy, meine Schwester, selbst wenn sie es für einen Haufen Unsinn hält. Und für mich selber tue ich es auch – klar. Und natürlich für meine

besten Freundinnen von damals, Becky, Judy und Elaine, deren Leben geprägt wurde von dieser magischen Zeit. Ich tue es für uns alle, die diese Jahre erlebt haben, die von ihnen berührt wurden, für uns, die wir immer noch «Be My Baby» von den Ronettes auswendig können und den Song überall laut und falsch herauskrähen, ganz gleich, wer uns dabei zuhört.

Aber Vorsicht: Dieses Buch beginnt mit den Worten «Eines schönen Tages ...» Als ich es neulich im Internet nachgeprüft habe, musste ich leider feststellen, dass es an dem Tag, an dem meine Geschichte beginnt, in Wirklichkeit kalt, bewölkt und regnerisch war. Ich bekenne mich also schuldig.

Susie B. Scheinwald

San Francisco

August 2008



KAPITEL
EINS
One Fine Day

Eines schönen Tages, weit zurück in den Sechzigern und weit weg in New York City, zu einer Zeit, als das Fernsehen noch schwarzweiß war und man Pause machte mit Coca-Cola, gehen ich und meine besten Freundinnen Becky Bernstein, Judy O'Reilly und Elaine Silverman unsere von rotgoldenen Bäumen gesäumte Straße hinunter. Es ist ein leuchtender, frischer Herbstnachmittag. Königsblauer Himmel, weiße Schäfchenwolken, hell gleißendes Sonnenlicht.

Nameoke Street ist in Far Rockaway. Wer einen Stadtplan von New York zur Hand hat, kann sehen, dass Far Rockaway so ziemlich am südöstlichsten Zipfel des Stadtteils Queens liegt und somit direkt an der Atlantikküste und an der wichtigsten Grenze der ganzen Welt: nämlich der, die Queens von Long Island trennt, uns von denen, New York City vom Rest des Universums.

Zum Strand geht man von Nameoke Street nur zwölf Minuten und fünfundvierzig Sekunden, obwohl man bei Gegenwind vielleicht ein, zwei Minuten länger braucht. Wenn man hinter unserem Mietshaus an der nordöstlichen Ecke von Cornaga und Mott Avenue vor dem Sugar-Bowl-Süßwarenladen steht und sich sehr anstrengt, dann kann man fast hören, wie sich Flugsaurier auf der Suche nach ihrem Mittagessen in die Gischt stürzen. Oder man kann das leise Klagen von gestrandeten Polarwalen ausmachen, die draußen vor der Küste herumdümpeln auf ihrem Weg in den Golf von Mexiko oder nach Labrador, oder wo immer

sie hinziehen. Was? Man hat noch nie Polarwale vor New York City gesichtet? Wo kommen denn wohl sonst diese Klagelaute her?

Und dann: *Wusch! Krach! Bumm!* Hilfe! Irgendetwas rollt auf uns zu, vielleicht ein Tsunami, 30 Meter hoch – mindestens! –, der die Atlantic Beach Bridge niederreißt und die Straßen mit Wasser und Schaum überflutet. Ich sehe die Verwüstungen schon vor mir, wie die Häuser entlang des Seagirt Boulevard von der Flut hinausgeschwemmt werden. Es sieht aus wie auf den Fotos in dem alten, zerlesenen National-Geographic-Heft, das im Wartezimmer meines Zahnarztes liegt. O nein, mein Zahnarzt! Ich will gar nicht an ihn denken: an Dr. med. dent. Elmer Mermelstein, den Unerbittlichen.

Geht man allerdings 77 Schritte in südwestlicher Richtung, steht man vor Sid and Sam's, dem anderen Süßwarenladen unseres Viertels. Wenn man tief einatmet, ätzt einem die salzige Luft fast die Nase weg – aber zuvor kann man vielleicht noch den Geruch der Strandpromenade aufschnappen, den eine Brise vom Meer heranträgt. Man riecht den Teer und das Pech, mit denen die Holzplanken der Promenade behandelt werden, die fettigen *kasha knishes* und die süße Zuckerwatte, die an den Ständen verkauft werden, den Seetang, der unter den Holzstegen verfault, und – bäh! – die vergammelten, klebrigen Innereien einer Qualle, die ans Ufer gespült wurde.

Aber Becky, Judy, Elaine und ich sind an diesem strahlenden Samstagnachmittag nicht auf dem Weg zum Meer. Wir haben beschlossen, uns im kleinen Park an der nächsten Straßenecke zu vergnügen. Ich verputze gerade noch die Reste eines gebutterten Mohnbagels, während Judy mit einer Vanille-Eistötte beschäftigt ist. Becky sucht den Sender WMCA auf ihrem kleinen pinkfarbenen Transistorradio, hinter uns übt Elaine mal wieder, auf vier Fingern zu pfeifen – eine Kunst, an deren Perfektionierung

sie schon seit längerem arbeitet. Die grantige Mrs. Crumpet, Judy's Vermieterin, schlurft in ihren klobigen knöchelhohen Omaschnürschuhen vorbei und zieht ihren quietschenden Einkaufswagen hinter sich her. Sie starrt Becky pikiert an. Kein Wunder.

Seit Wochen perfektioniert Becky ihren Bad-Girl-Look. Wer nicht weiß, dass sie eine dreizehnjährige Schülerin der Junior High School im hintersten Winkel von Queens ist, könnte schwören, sie sei die Sängerin Ronnie Spector von den Ronettes.

Becky balanciert eine dunkelbraune Bienenkorbfrisur auf ihrem Kopf, die so steif ist vor lauter Haarspray und so massiv, dass ihr Gesicht nur dazu zu dienen scheint, die Frisur zu stützen. Dabei ist dieses Gesicht schon für sich genommen etwas Besonderes. Es ist mit einer dicken Schicht Grundierung überzogen, die Becky im Schminktisch ihrer Mutter gefunden hat, und darunter wurden ihre Pickel noch mit Clearasil-Kleckschen verdeckt. Mit der Kunstfertigkeit eines Rembrandt hat sie Lidschatten unter den Augenbrauen in verschiedenen Braun- und Beigetönen aufgetragen. Dazu Lidstrich (geklaut bei Woolworth) im Kleopatrastil: Ihre Augen sind oben und unten umrandet, wobei sich die beiden Linien an einem Punkt auf halbem Weg zu ihren Ohren treffen. Auf diese Weise wirkt sie großäugig und wachsam. Im Gegensatz dazu geben die Lippen, die mit weißem Lippenstift bemalt sind, ihr ein kränkliches, geisterhaftes Aussehen. An den Füßen trägt sie Turnschuhe im Leopardendesign und über den Schultern eine schwarze Lederjacke, die sie bei Morton's Army & Navy auf der Central Avenue aufgetrieben hat. Unter ihrem schwarzen Rollkragenpulli trägt sie einen spitzen, wattierten BH, Größe 70 C, um ihren Busen Größe 70A ein bisschen aufzuwerten. Sie sieht ganz schön hart aus. Ordinär. Und sehr erwachsen. Einfach atemberaubend.

Becky streckt der grantigen Mrs. Crumpet die Zunge raus, und empört klappert die alte Frau in ihren Omaschuhen keu-

chend und schnaufend von dannen. Becky kichert. Sie ist die Verwegenste von uns vieren. Manchmal sogar ein bisschen dreist. Und eine echte Quasselstrippe. Meistens aber ist sie umwerfend komisch. Außerdem ist sie meine direkte Nachbarin. Ihre Wohnung, 5 D, und meine Wohnung, 5 C, teilen sich eine Feuerleiter. Ihr Wohnzimmer und mein Wohnzimmer teilen sich auch eine Wand. Und die ist ziemlich dünn. Ich weiß zum Beispiel, dass Beckys Mutter Gloria, eine Friseurin, und ihr Vater Murray, der eine Reinigung in Valley Stream betreibt, gerade über ihre Scheidung diskutieren. Wobei das Wort «diskutieren» viel zu harmlos ist für das, was ich durch unsere Lilienmustertapete hindurch gehört habe, während ich neulich Abend meine Lieblingssendung, «Dr. Kildare», schaute. Und Becky weiß natürlich, dass meine Mutter, Büroleiterin bei Daisy Dee Dresses, Inc., und mein Vater, ein arbeitsloser Autoverkäufer, der momentan gerade zum Vertreter für die *Encyclopaedia Britannica* umgeschult wird, die Nächsten sind, die das Thema Scheidung diskutieren werden. Als ich unserem Musiklehrer Mr. Patterson letzte Woche erklärte, dass ich meine Geige nicht zur Orchesterprobe mitbringen konnte, weil sie zur Reparatur sei, wusste Becky natürlich, dass mein Vater sie in Wirklichkeit im Pfandhaus versetzt hatte, um unsere Rechnungen zu bezahlen. Außerdem weiß ich, dass ihr Vater sich in Bars herumtreibt, während sie weiß, dass mein Vater auf der Rennbahn rumhängt. Ich weiß, dass ihre Mutter mit den Nerven am Ende ist, und sie weiß, dass meine Mutter ebenfalls mit den Nerven am Ende ist. Wir reden aber nur selten über diese Dinge. Sie gehören einfach dazu wie das Popcorn im Kino.

Während sie noch immer über die grantige Mrs. Crummet kichert, fummelt Becky am Knopf ihres Transistorradios herum. Sie nimmt es fast überallhin mit. Ihr Bruder Richie, der diesen Herbst angefangen hat, in Buffalo zu studieren, hat es ihr geschenkt. Er fehlt ihr sehr, glaube ich, aber sie spricht nie darüber.

Becky findet den Sender WMCA auf ihrem Radio. Discjockey Cousin Brucie ist auf Sendung. Er teilt uns mit, dass im Stadtgebiet von New York windige 13 Grad herrschen und dass als nächster Song «One Fine Day» von den Chiffons gespielt wird. Unser Lieblingslied! Schnell schlucke ich den Rest meines Mohnbagels herunter.

Den Text zu «One Fine Day» kennen wir auswendig, ohne dass wir ihn je auswendig gelernt hätten. Wir haben ihn einfach eines Nachts per Osmose in uns aufgenommen. Becky singt falsch wie immer, aber Judy zuzuhören ist ein Genuss. Sie ist wild entschlossen, später einmal eine berühmte Opernsängerin zu werden. Und wenn in diesem Herbst eines feststeht, dann dass Judy eines Tages ihren Traum wahr machen wird.

Judy O'Reilly ist ein großgewachsenes Mädchen mit langen, glänzend roten Haaren, grünen Augen, einem Mund voller silberner Zahnspangendrähte und einem Herz aus Gold. Sie wohnt in Mrs. Crumpets altem, heruntergekommenem Holzhaus nur ein paar Häuser von uns entfernt. Die O'Reillys leben in der «Eisenbahn-Wohnung» im Souterrain, bei der sich ein Zimmer an das andere reiht wie die Waggons in einem Zug. Dort unten ist es dunkel und feucht, vollgestopft mit ungemachten Betten und Bergen von Wäsche, Dutzenden von Kreuzifixen, die an allen möglichen Wänden hängen, und stapelweise dreckigem Geschirr im Spülbecken. Auslegeware schmückt den Fußboden, und darauf verstreut liegen Flickenteppiche und zerschlissene Orientläufer, die die Kälte von unten abhalten und den Klang unserer Schritte dämpfen. Wir gehen auf Zehenspitzen, weil immer irgendeines von Judys Geschwistern (sie ist die Älteste von sieben) oder ihr Vater, der Feuerwehrmann, schläft oder ein Nickerchen macht, oder es zumindest versucht.

Judy wirkt auf mich wie ein großer, freundlicher Mischlingshund. Sie hat die Farben eines Irish Setters und die Statur und

das Gesicht eines Bernhardiners. Und so wie Bernhardiner auf Bildern immer ein Schnapsfässchen um den Hals tragen, ist auch Judy allzeit bereit. In ihren Jackentaschen befindet sich ein Reservevorrat von allem, was eine Dreizehnjährige in einer Not-situation benötigen könnte: Kekse, Sicherheitsnadeln, Pflaster, Schokolade, Stifte, Haarspangen und ein Glücksbringer in Form einer Hasenpfote.

Judy ist die Gläubige unter uns. Sie hat großes Vertrauen in ihren katholischen Gott, Oreo-Kekse und in Donna Axum aus Arkansas, die amtierende Miss America – in aufsteigender Rangordnung. Sie bittet Elaine, ihr Vanilleeis zu übernehmen, während sie «One Fine Day» schmettert. Elaine unterbricht ihre Pfeifübungen und greift nach der Eistüte. Judy sieht die Spucke an Elaines Fingern und verzieht das Gesicht. Elaine deutet auf meine Brust. «Darf ich eins von deinen Kleenextüchern haben?»

Ich seufze entnervt, aber nachdem ich mich nach rechts, links, hinten und vorne davon überzeugt habe, dass die Luft rein ist, öffne ich die obersten beiden Knöpfe meiner Bluse und fische ein zerknülltes Papiertaschentuch aus meinem BH, das mir zusammen mit einigen anderen dazu dient, meine Größe AA etwas aufzupolstern. Elaine wickelt das Papiertuch um die Eiswaffel, und ich ordne diskret die Form meines Busens neu – minus ein Papiertaschentuch.

Judy bewegt sich in ihren weißen Ked-Turnschuhen und grünen Kniestrümpfen zum Rhythmus der Musik. Ihre roten Haare fallen ihr wie ein Cape über die Schultern und bilden einen starken Kontrast zur grünen Wolle ihres Seemannspullis. Grün ist eindeutig Judys Lieblingsfarbe.

Wenn Judy tanzt, laufen die Finger ihrer rechten Hand auf unsichtbaren Tasten auf und ab. Sie spielt Akkordeon in der Schulband und lernt zu Hause all ihre Lieblingsstücke aus dem

Radio. Ich sehe zu, wie sich ihre linke Hand beim Auseinanderziehen und Zusammendrücken eines imaginären Blasebalgs hin und her bewegt und sie dabei immer im Kreis herumwirbelt, bis sich ihr grün-gelb kariertes Rock bis über die Knie hebt.

One fine day
You'll look at me
And you will know
Our love was meant to be
One fine day
You're gonna want me for your girl

Elaine summt mit, während sich ihre Zunge erst links-, dann wieder rechtsherum schlängelt und vorsichtig am Eis leckt. Sie ist die Hübscheste von uns vieren, eine Porzellanpuppe mit einem perfekten blonden Pagenschnitt, riesigen blauen Augen, winzigen, perlengleichen Zähnen und einer makellosen Haut, so seidig schimmernd, man kann sich fast darin spiegeln. Einfach vollkommen. Aber sie ist erstaunlich ernsthaft für ein so hübsches Mädchen, oft ängstlich und übervorsichtig. Wenn sie spricht, flüstert sie, wenn sie geht, dann geht sie auf Zehenspitzen. Sie schreibt, wählt eine Telefonnummer, blättert die Seiten in einem Buch um, als trüge sie weiße Spitzenhandschuhe. Aber von Zeit zu Zeit überrascht sie uns, nimmt all ihren Mut zusammen, holt tief Luft und springt über ihren eigenen Schatten. Das lieben wir ganz besonders an ihr.

Elaine hat früher ebenfalls in der Nameoke Street gewohnt, ist aber vor einem Jahr in ein kleines Haus in der Nähe der Beach 9th Street gezogen. Natürlich sind wir Freundinnen geblieben. Sie braucht uns. Wir bieten ihr eine Leichtigkeit, denke ich, die sie zu Hause nicht findet. Sie ist das einzige Kind von Helena und Harry Silverman, einem stillen, zurückhaltenden Ehepaar, das

Goldschmuck in der Diamond Exchange an der West 47th Street in Manhattan verkauft.

Und wir brauchen Elaine natürlich auch. Sie sorgt dafür, dass wir nicht zu übermütig werden. Sie ist ein nützliches Angstbarometer, und an ihr merken wir, wann es an der Zeit ist, vorsichtig zu sein.

Etwas Eis tropft herunter und landet auf Elaines schwarzen Lackleder-Spangenschuhen. Sie blickt zu mir auf. «Kann ich noch eins haben?»

«Muss das sein?», sage ich.

«Von der anderen Seite. Dann siehst du wenigstens nicht schief aus.»

Ich fische noch ein Kleenex aus meinem BH, aber diesmal aus dem anderen Körbchen. Elaine wischt ihren Schuh ab, faltet das Papiertuch zusammen und lässt es ordentlich in ihrer Jackentasche verschwinden.

«Elegant-schmellegant», sage ich wie meine Großmutter Esther aus Russland und mache mich ein bisschen über Elaines Samstagsstaat lustig. Sie war morgens schon in der Synagoge und trägt noch immer ein geblühtes Hemdblusenkleid.

«Ganz im Gegensatz zu dir, in der Tat», sagt Becky mit einem Blick auf meine rot-weiß gestreiften Caprihosen. Okay, auf der Hose sind noch die Flecken von der gestrigen Spaghettisauce zu sehen, meine rote Jacke hat eine ausgerissene Tasche, und unter meinem linken Arm ist eine Naht offen. Meine Nägel sind abgekaut, meine Finger voller Tintenflecken, meine Frisur eine Katastrophe. Und wenschon? Schließlich bin ich ja nicht auf dem Weg zu meiner Hochzeit.

«Ich war den ganzen Tag auf Achse», sage ich. «Ich war in der Tanzschule ganz weit Downtown, auf der Lower East Side. Das ist eine ziemlich lange Fahrt. Da wird man schon mal ein bisschen schmutzig.»

«Ich war auch in der Stadt, ganz weit Uptown, auf der West Side. Zur Stimmbildung», bemerkt Judy.

«Und ich war auch in der Stadt, Midtown, in der Schauspiel-schule», fügt Becky hinzu. «Aber sehe ich deswegen aus wie ein Ferkel?»

«Nein», erwidere ich. «Du siehst aus wie eine Schlampe.»

Judy, Elaine und ich lachen. Becky lacht auch. Sie fasst es als Kompliment auf. Und vielleicht ist es das ja auch.

«Schreib das auf, Scheinwald», sagt Becky. «Schreib es auf.»

Becky sagt mir immer, ich solle irgendwas aufschreiben. Sie weiß, dass ich Tagebuch führe.

«Kommt schon, singt mit!», sagt Judy, schon wieder ganz bei der Sache.

The arms I long for
Will open wide
And you'll be proud to have me
By your side
One fine day
You're gonna want me for your girl

Judy ist unsere Lead-Sängerin, Becky und ich geben die Back-ground-Sängerinnen und Tänzerinnen. Wir beherrschen eine Vielzahl von mehr oder weniger aktuellen Tänzen, vom Twist zum Mash Potato über den Limbo zum Watusi. Außerdem sind wir bekannt für unsere preisverdächtigen Darbietungen von Tänzen aus den 40er und 50er Jahren wie dem Lindy Hop, dem Cha-Cha-Cha, dem Tango und sogar Walzer. Der Legende nach soll Beckys Mutter Gloria in ihrer Jugend mal eine semiprofessionelle Tänzerin gewesen sein und sogar den ersten Preis in einem Jitterbug-Wettbewerb gewonnen haben. Sie hat später Becky alles beigebracht. Und Becky mir.